

(Nachdruck verboten.)

27] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Gyan.

18.

Emma Müller saß an ihrer Maschine und bemühte sich, ihre Arbeit fertig zu machen. Bis fünf Uhr mußte geliefert werden, sonst bezahlten die Leute nicht mehr. Aber trotzdem mußte die schwarze Emma manchmal minutenlang aussetzen; dann saß sie gebückt und hielt sich mit den Händen den Leib und die schmerzenden Seiten. Sie war jetzt im fünften Monat ihrer Schwangerschaft. Ihre früher schon starken Brüste waren noch voller geworden und sanken in dem roten Warchentmorgenrock wie reife Früchte herunter. Ihrer ein wenig ländlichen Schönheit hatte aber das Wachsen ihres Leibes keinen Eintrag tun können. Nicht einmal stubenfarbig sah sie aus von dem Hoden an der Maschine, noch immer bedeckte ein fattes Rot ihre Wangen, und die Lippen wölbten sich scheinbar noch ebenso begehrtlich wie früher. Die dunklen Augen nur blickten nicht mehr so heiter und unbekümmert wie ehemals. Viel schöner, mütterlicher und weiblicher Ernst lag in den Augen dieser ehemaligen Gure, die ein dummer und häßlicher Zufall auf die Straße geschleppt haben mochte, ehe noch ihre Seele den dort herrschenden Schmutz zu erkennen vermochte. . . . Ja, sie hatte ihn vielleicht nie erkannt und war am Ende auch heute noch nicht imstande, die Schimpflichkeit eines Gewerbes einzusehen, das im Volke oft mehr einer neugierigen Teilnahme, als der Verachtung begegnet. . . .

Es war schon halb fünf, als Emma ihr Wäschepaket packte. Sie zog ihr Jackett an und setzte den Federhut auf, den sie sich in einer glänzenden Zeit gekauft hatte, und der ihren schönen Kopf das Ansehen eines Bildes gab, und dann ging sie mit ihrem schweren Paket davon, nicht ohne vorher überlegt zu haben, ob sie die Lampe brennen lassen sollte. . . . Er könnte ja bald zurückkommen und, wenn er dann die Streichhölzer nicht gleich fand, war er ärgerlich. . . .

Ach! ihr Liebster hatte in der letzten Zeit seine gute Laune überhaupt eingebüßt! . . . Es war jetzt beschlossen, daß er zur Bühne gehen sollte. Draußen im Verein, wo er beinahe jeden Tag übte, weisagten ihm die „Brüder“ sämtlich eine glänzende Karriere! . . . Aber es fehlte am nötigsten: Geld für Kostüme war nicht da! Und sie, sie konnte nicht mehr verdienen! Es wurde ihr doch jetzt schon blutsauer! Georg hatte eine Andeutung bei seinen jetzigen Klubgenossen, den Mitgliedern des Athletenvereins „N. D.“ gemacht, war aber gar nicht verstanden worden. Und im Grunde hatten sie ja auch ganz recht! Wäre er ein altes Mitglied gewesen, so hätte ihm Geld und Kredit zur Verfügung gestanden, aber so, wo er selbst noch nicht einmal den ersten Beitrag gezahlt hatte. . . . Und nun konnte er nicht auftreten, weil er nicht einmal imstande war, sich das doch immerhin sechs bis sieben Mark kostende Trikot zu kaufen. Die besitterte Samthofe hatte sie ihn so hübsch aus einem Maskenkostüm geschneidert; aber es fehlten auch die Schuhe, ebenfalls eine Ausgabe von acht und zehn Mark. . . .

Georg war ganz melancholisch, und einmal hatte er schon davon gesprochen, wieder in seiner Branche zu arbeiten. Sie suchte ihm das auszureden, nicht weil sie ihn durchaus untätig sehen wollte, im Gegenteil! Sie sah voraus, daß es damit doch nichts werden, und daß dieser Versuch sehr bald zu neuen und vielleicht noch unangenehmeren Enttäuschungen führen werde. . . .

Ihr war es zu schmerzlich, daß er aus seiner mißmutigen Stimmung heraus, jetzt gar nicht so lieb zu ihr war, wie früher. Aber sie beklagte sich nicht, ging, wenn er schimpfte, höchstens hinaus in die Küche, um da still in sich hineinzuwöhnen. Wie denn überhaupt ihre einst so robusten Nerven sich jetzt gleich in Weichheit und Behmut lösten. . . .

Und mit ihrer Sorge saß sie in der Elektrischen. Nie entsann sie sich, daß ihr die Not so greifbar nahe gewesen war. Die zwanzig Mark, die sie wöchentlich verdiente, wollten doch absolut nicht reichen! Beim Bäcker hatte sie Schulden, und der Schlächter hatte ihr gestern das halbe

Pfund Schabefleisch verweigert, woraus sie für Georg ein Beefsteak hatte braten wollen. . . .

Der Schaffner rief: Dönhofsplatz; sie mußte aussteigen, in der Kommandantenstraße war die Fabrik.

Wie sie aber dort ankam, war die Kasse gerade geschlossen, und zudem war heute Sonnabend. . . .

Ganz trostlos starrte sie, wieder unten vor dem Portal stehend, die vom Licht der Schaufenster und der Laternen erleuchtete Straße hinab.

„Na, Emmchen! . . .“

Tieferschreden fuhr sie herum und starrte den blondhärtigen Mann an, der gutgekleidet, etwa vierzig Jahre alt sein mochte und ganz die Allüren eines Lebemanns hatte.

„Wie gehts uns denn?“ fragte er wieder.

Ihr war's, als sollte sie weglaufen. Aber sie blieb doch, es war eine alte Bekanntschaft von ihr, einer, der sie häufig besucht und nie geknauert hatte. . . .

Er sah das Paket in ihrer Hand.

„Sie arbeiten wohl jetzt?“

Etwas wie Hochachtung klang aus seinen Worten, er sagte ja auch nicht wie früher „Du“ zu ihr. Und das nahm sie wieder für ihn ein. Sie lachte, ohne zu antworten.

Er sah ihr neugierig von der Seite ins Gesicht.

„Am Ende gar verheiratet?“

Da mußte sie noch mehr lachen, aber vor innerer Freude und Hoffnung: Das wars ja doch, wonach sie sich sehnte, ebenso wie alle ihre Schwestern, die bürgerlichen, wie die emanzipierten, die unschuldigen ebenso wie die lasterhaftesten! Der Goldreif an der rechten Hand und das frohe, stolz zur Schau getragene Bewußtsein, verheiratet, richtig, womöglich kirchlich getraut zu sein! Eine anständige Frau, die niemand beleidigen und die Kinder kriegen darf, so oft und so viel sie will! . . .

Und sie würde verheiratet sein, wenn nur erst Georg zufrieden und glücklich wäre! . . . Ach, so wenig gehörte dazu! Sie hatte ja aus ihrem früheren Leben eine so ganz andere Vorstellung vom Gelde, und stets schien ihr der ausgezahlte Wochenverdienst für ihre Wäschehäherei eine Rappalie, mit der man nichts anfangen konnte.

Das dachte sie und gab einsilbige Antworten, während sie mit ihrem früheren Verehrer die Straße hinauf nach dem Platz zu ging.

„Es ist also nichts zu machen, heute, Kleine, wie?“ fragte der.

Sie schüttelte, ohne ihn eigentlich recht zu begreifen, den Kopf.

„Schädel!“ meinte er, „s war immer so hübsch früher! . . . Aber ein Glas Bier könnten wir doch zusammen trinken! . . . In allen Ehren, mein ich!“

Sehr müde und besonders durstig willigte sie ein und bald saßen sie sich im Restaurant gegenüber.

Und wie er sie da sah, kamen ihm ihre Küsse wieder ins Gedächtnis, die Küsse dieses hübschen, blühenden Mundes, mit denen sie stets so freigebig gewesen war und auf welche die Männer stets mehr erpicht waren, als auf das letzte, das in den Armen künstlicher Liebe stets einen üblen Nachgeschmack hat. . . . Und der Mann, dem Zeit und Geld wohl die Befriedigung einer jeden Laune gestatteten, empfand plötzlich die herrliche Begierde, diese Frau von neuem zu küssen, ihre volle Brust zu betasten und sie ganz bei sich zu haben.

Daß es ihr nicht mehr gut ging, sah er an ihrem Anzug. Also würde es eine Geldfrage sein, hoffte er. Und sagte ihr das, nicht brutal, aber deutlich.

Sie lächelte verlegen wie ein ganz junges Ding, das kaum reif ist zur Liebe. Aber ihre Verlegenheit wuchs aus der plötzlichen, ungeahnten Aussicht, ihrem Georg das Trikot und die Schuhe kaufen zu können! Den Schlächter würde sie bezahlen und den Bäcker, und keiner hätte eine Ahnung, woher das Geld war. . . . Georg am allerwenigsten! . . .

Georg! . . . Aber dem würde sie dadurch untreu. . . . sie mußte es ihm verschweigen, er durfte es nie erfahren, sonst. . . . er war so eifersüchtig und hatte so oft in den verächtlichsten Ausdrücken von den Mädchen der Straße geredet. . . . nein, nein, es ging doch nicht! Sie konnte nicht, nein! . . .

Der blondbärtige Mann, der ihr an dem Kleinen Tisch der Restauration gegenüber saß, hob er sein Glas:

„Was wir lieben!“ sagte er.

„Da sah sie ihn böse und verächtlich an: Was mußte der von Diebel! Solch Schwein! Eine schöne Liebe, sich ein Weib zu kaufen, die sich hingeben muß, um ihrem Liebsten ein paar Schuhe zu kaufen! . . .“

Er lachte. Vielleicht war er klug genug, durchzufühlen, wie es in ihr aussah. Aber dann fehlte ihm jedenfalls die Noblesse, das Zwanzigmarkstück aus dem Portemonnaie zu nehmen, das sie so nötig brauchte, und es ihr mit den Worten zu geben:

„Hier nimm es zum Andenken an so manche schöne Stunde, die wir gemeinsam verlebt haben!“

Er war von denen einer, die für ihr Geld auch die vollwertige Gegenleistung beanspruchten.

„Also willst Du?“

Er nannte sie jetzt, wo ihre Gunst wieder zum Handel stand, auch Du, wie damals.

Und sie gab nach, weil sie das Geld brauchte.

Aber sie hätte keine Bleibe mehr, wo sie hin könnten, und zum Klettern wäre hier in der Gegend auch nichts. Mit einem Male redete sie wieder das Idiom des Gewerbes, von dem sie gemeint hatte, Zeit ihres Lebens erlöst zu sein. . . .

Er beruhigte sie. Seine Wohnung läge so nah, daß sie in wenigen Minuten dort wären.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Hufschmied von Dyndebj.

Von Martin Andersen Nexø.

Draußen in Dyndebj, an der Südspitze Vornholms, wohnte er und hatte seine Schmiede, und dort war es auch, wo er wetternd und fluchend seine grauen Hengste tummelte. Aber in Können war er geboren und aufgewachsen, und alle Leute erzählten folgendes aus seiner Kindheit:

Am Rande der Stadtwiese, im Meierhofs mit dem gaffenden Lote, war er geboren. Als der Vater von seiner Arbeit hereinkam und das neugeborene Kind von der Mutter nahm, ließ er es auf den Boden fallen. Die Leute aber sagten, er habe es mit Willen getan, um zu sehen, ob der Junge „vom rechten Holze“ sei. Der Wursche hielt es aus, und der Vater war ganz stolz auf ihn. Als er aber zu gehen anfing, hinkte er.

Von dem Tage an, da der Vater ihn gehen sah, konnte er ihn nicht leiden, und wenn er von der Arbeit hereinkam, jagte er mit seinem Blick das Kind vor sich her von Stube zu Stube. Zuletzt vertrieb er es ganz aus dem Hause, und der Junge, der damals sieben Jahre alt war, lief hinüber zu den Schweinen und aß und schlief bei ihnen.

Da draußen lag er und wühlte im Urat; die Mutter, eine Skavin von einem Weibe, und die Mägde sahen heimlich nach ihm und gaben ihm tüchtig zu essen, und wenn der Vater draußen war, schlich er sich hinein in die Gefindestube. Hörte er aber des Vaters Schritt sich dem Stalle nähern, so kroch er tief in sein Versteck zurück und lag da und zitterte wie ein kranker Hund.

Der Vater tat dann, als sähe er ihn nicht, setzte sich mitten in den Stall und begann, ihn zu loden. Mehrmals ließ der Knabe sich belären, aber die Behandlung, die ihm sein Vater zuteil werden ließ, machte ihn schlau, und später lag er ganz still, wenn er die Locköne hörte. Da wurde der Vater aufgebracht und fing an, mit Stockprügeln und Peitschenhieben zu drohen, und der Junge kam durch den Urat zu ihm hingetrochen. Und der Vater hub an, mit ihm zu spielen, kniff ihm mit harten krummen Fingern in Arme und Beine, stieß ihn auf den Steinen umher, klappte ihn, daß er fast Krämpfe bekam, und sprach dabei freundliche Worte mit ihm.

Anfänglich weinte der Knabe bei dieser Behandlung, später aber schweig er und war zu keinem Laut zu bewegen. Der Vater lobte ihn darum, verstärkte aber seine Martern, um zu sehen, ob er auch wirklich so hart sei, wie er scheinete.

Eines Tages schickte der Knabe sich zur Gegenwehr. Der Alte nickte vergnügt und ließ ihn in den Frieden; als er über den Hof ging, traf ein Stein ihn in den Nacken, so daß er blutete und sich zu Bett legen mußte.

Einige Zeit mußte er das Bett hüten. Die ersten Tage lag er in Phantasien und sprach unaufhörlich von seinem Sohn. Und als er zu sich kam, bat er, ihn sehen zu dürfen. Aber der Junge wollte nicht hinein. „Sagt, daß ich krank bin, dann kommt er vielleicht“, sagte der Alte.

Aber der Knabe wollte nicht. Als der Vater hörte, was dieser geantwortet hatte, zuckte es in seinen Augenbrauen und ein nervöses Bittern überfiel ihn.

Sein erster Gang galt dem Stalle. Da sah der Junge und hatte sich hinter einer Trebertonne verschanzt, und um sich her hatte er einen Haufen runder Steine. „Willst Du nicht zu uns

anderen hereinkommen?“ fragte der Vater, der ein wenig gebeugt vor ihm stand und ihn ernst betrachtete. Der Junge antwortete nicht, sondern zielte mit einem Stein nach ihm. „Du sollst alles haben, was Du willst, Waare!“ Der Junge warf, traf aber nicht. — „Und Deine Mutter ist krank, Waare. Sie möchte Dich gerne sehen“, fuhr der Alte fort, hinter einem Pfosten Schutz suchend. Als Antwort schlug ein Steinregen gegen den Pfosten. Da wurde der Alte blaurot im Gesicht, und die beiden Pulsadern längs seines Halses wurden fingerdick und ganz blauschwarz. Er ergriff einen großen Stein, bezwang sich aber und schritt langsam über den Hof zurück.

Lange Zeit kam der Vater nicht wieder, aber er befahl dem Mägden, dem Jungen Sulze und andere gute Speisen vorzusetzen. Er selbst irrte ruhelos umher und sprach laut mit sich selbst, und wenn die Leute ihn etwas fragten, gab er sinnlose Befehle.

Eines Tages aber stand er wieder da. In einer Hand hatte er einen Strumpf voll Silbergeld und Klingelie damit, die andere hielt er vor sich hin, wie um einen Schlag abzuwehren. „Sieh her“, sagte er, „dafür habe ich ein ganzes Leben geegizt und genidert. Entbehrt habe ich und geschunden und gespart — und meine Dienstleute ausgehungert und mit meinem Nächsten um einen halben Deut gestritten, nur um diesen Strumpf zu füllen. Aber höre auch, wie es klingelt.“ Und er schlug den gefüllten Strumpf an sein krummes Knie. — „Du aber sollst es haben, alles, jede einzelne Münze, wenn Du mit Deinem alten Vater hereinkommen willst.“ Und er streckte ihm den Strumpf hin mit zitternden Händen.

Der Junge nahm ihn und betrachtete ihn. Dann fuhr zum ersten Male ein scharfes Grinsen über sein Gesicht, er öffnete den Strumpf und streute dessen Inhalt über die Scheidewand hinüber vor die alten Schweine. Die fuhren grunzend auf die Münzen los und wühlten sie mit ihren Rüsseln rasch hinab in den Morast. Der Alte aber ging weinend fort, und es war damals das erstemal, daß jemand ihn mit nassen Augen gesehen hatte.

Den nächsten Tag ging er hinaus ins Gesträuch und schnitt eine dünne schlante Haselrute, die er abschälte, damit sie noch geschmeidiger würde.

Und wiederum stand er vor dem Knaben, fast hilflos anzusehen, so sehr hatte die letzte Zeit an ihm gezehrt.

„Was willst Du nun, Junge?“ fragte er mit bebender Stimme. „Willst Du noch mehr Rache? Sieh meine Hände, wie runglig sie geworden sind; sieh meine schlaffen Beine, wie sie mich kaum noch tragen. Ist das nicht Rache genug? Dein Vater sei hart, sagt man, Du aber bist noch ärger. Du willst Böses mit Böserem bezahlen! Sieh her!“ Und er gab ihm die Haselrute, entblößte seinen Rücken und stellte sich vor ihm hin.

Der Knabe tat, als verstehe er nicht. Er sah eine Weile und betrachtete den haarigen Rücken des Vaters, klopfte mit dem Ende des Stedens auf die hervorstehenden Rückenwirbel und hub dann an, mit seinem lahmen Bein zu hantieren. — — —

Der Vater lag zu Bett, ohne einen Visen zu sich zu nehmen. Die Leute kamen und gingen und sahen nach ihm. „Sollen wir Dir den Jungen hereintragen?“ fragten sie. Er aber schüttelte bloß den Kopf. Und am zwanzigsten Tage durchzuckte es ihn, und er war tot. „Der Unkraut säet, muß Disteln ernten“, sagten die Leute. „Er hat seinen Lohn.“

Damals war der Junge vierzehn Jahre alt.

Ein paar Jahre ging er noch daheim auf dem Hofe umher. Schmutzig war er, und unangenehm sein Anblick, und böse war er auch. Kränkte jemand ihn, so ging ein scharfes Lächeln über sein Gesicht, und seine Rache kam so sicher, wie die Tage der Woche. Als er aber sechzehn Jahre war, verband er sich auf ein Schiff und ging auf Reisen.

Nun sah man ihn viel Jahre nicht, erfuhr aber doch hie und da von ihm. Eines Tages kam ein junger Wursche heim mit drei Fingern zu wenig an der einen Hand. Er war zusammen mit Waare gefesselt, sie waren eines Tages in Streit geraten, und er hatte auf Waares Lahmheit gestrichelt. Und einmal, als der andere just die Hand auf die Keeling gelegt hatte, „fiel“ Waare vom Raanod herab, prallte mit seinen Stiefelabsätzen an die Keeling und zerschmetterte ihm drei Finger. Waare selbst brach dabei das Bein, lachte aber bloß und sagte: „So, meiner Treu, jetzt ist das gute Bein auch zum Teufel!“

Einmal verlaute, er sei bei einem rasenden Sturm im Meerbusen von Bisaya über Nord gegangen. Aber obwohl er schwer gekleidet war — es war Winter — und das lahme Bein beim Schwimmen nicht gebrauchen konnte, lag er immer noch und strampelte in den Wellen, als sie nach dreiviertel Stunden wenden und zu ihm hinlabieren konnten. „Seemann Waare Hermansen aus Können?“ fauchte der betrunkene Kapitän ihn an. „Janohi, Herr Kapitän! Werst hierher!“ Und er wurde herausgezogen. Einstweilen hatte er sich im Wasser halb ausgekleidet.

Dann verlor man ihn für eine Reihe von Jahren ganz aus den Augen. — — —

Die Generation, die jetzt in ihrem besten Alter ist, wird sich entsinnen, wie er endlich heimkam, das Gerücht hinter sich herschleppend, daß er Seeräuber und Sklavenhändler gewesen sei und auf der schwarzen Tafel in Kopenhagen stehe. Viele meinten auch, er müsse Freimaurer sein.

Er hatte sich gar nicht verändert, war nur noch herausfordernder und streitsüchtiger geworden.

(Schluß folgt.)

Von der Apfelsine und ihren Verwandten.

Von E. Schenking.

Es ist erstaunlich, in welchem Maße sich die Einfuhr fremdländischer Gartenfrüchte bei uns steigert. Man blättere nur einmal die einschlägigen Preislisten durch: Spanien, Frankreich, Süditalien, Syrien, die Türkei nebst Griechenland, Nordafrika — sämtliche Küstenländer des Mittelländischen Meeres senden uns von ihren Ernten an Orangen, Trauben, Pfäulen, Gemüse usw. Selbst das Land jenseits „des großen Reiches“ wollte in dieser Hinsicht nicht zurückstehen und gibt uns von dem lachenden Ueberfluß seiner fruit-farms (Obstfarmen) einen das Auge wie die Junge gleich entzündenden Begriff. Und noch mehr: das ferne Australien sendet ganze Schiffsladungen seiner schmackhaften Äpfel — zum größten Verdruß unserer Obstzüchter. Deutschland hatte belamntlich aufgehört, den eigenen Bedarf an Obst decken zu können. Glücklicherweise ist ja die Zeit, in der man den Obstbau als Raubbau betrachtete, vorüber, denn überall, wo die Günst der Sonne und des Bodens es erlaubt, entstehen wohlgepflegte und sachgemäß behandelte Obstgärten und Obstpflanzungen. Verständigerweise sind die heutigen Obstzüchter auch von dem einstäublichen Drauß abgekommen, möglichst vielerlei Sorten zu züchten. Das war es eben, was den fremdländischen Äpfeln, Tirolern wie amerikanischen und australischen bei uns so leicht Eingang verschaffte — der Händler konnte nur auf diese Weise enorme Quantitäten einer Qualität beziehen, war also in stande, eine ganze Saison über gleichmäßige Früchte zu liefern. Während die amerikanischen Fruchtkonservern durchweg kalifornischen Ursprungs sind, erhalten wir die Äpfel, die uns selbst in dem primitivsten Grüntrameller so rothbäckig aus den Fenstern anlachen, zu einem großen Teile aus Kanada.

In dem gleichen Maße aber, in dem der Genuß und Verbrauch an Früchten die statistischen Tabellen mit immer größeren Zahlen füllt, wächst auch das Interesse an dem Wissen über Herkunft und Geschichte der verschiedenen Obstgattungen und der immer zahlreicher werdenden Unterarten. Aufgabe dieses Aufsatzes soll es nun sein, die Ergebnisse der Forschungen, die von den Kulturhistorikern und Naturforschern über diese Punkte angestellt worden sind, zusammenzufassen.

Beginnen wir mit der Apfelsine, *Citrus sinensis*. Bevor wir näher auf diese Frucht eingehen, sei vorausgeschickt, daß sie die wichtigste Spielart von *Citrus aurantium* ist. Der Orangenbaum, auch Orangen-Agrume und Pomeranzbaum genannt, hat etwa 7 Meter Höhe, immergrüne, leberartige Blätter, deren Stiel deutlich geflügelt ist und weiße, wohlriechende, ziemlich große Blüten, die in Doldentrauben stehen und als Frucht eine hufelige Beere mit einer mehr oder minder dicken drüsen- und streichen Oberhaut entwickelt, die eine schwammige Schicht, die das Fruchtfleisch überzieht, bedeckt. *Citrus aurantium*, d. i. Goldapfel, hat zwei Varietäten, eine süße, die Apfelsine, und eine bittere, die Pomeranze. Die Botaniker nehmen an, daß sich jene aus dieser entwickelt hat. Wildwachsend findet sich die Apfelsine noch in den Wäldern von Bengalen, in Birma, im südlichen China, in Cochinkina — daß man dort ihre Heimat zu suchen hat, lassen die chinesischen Schriften annehmen, nach denen sich die Bevölkerung jener Gebiete bereits zwei Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung an diesen süßen Orangen labte. Der Heimat verdankt die Apfelsine auch ihren Namen: *Citrus sinensis*, d. i. Chinesischer Apfel, China- oder Sinaapfel, nicht mehr gebräuchlich ist die Bezeichnung Pomefine für diese Frucht.

Im 17. Jahrhundert waren Apfelsinen in Europa noch eine derartige Seltenheit, daß nur fürstliche Personen solche Früchte kaufen und sich gegenseitig zum Geschenk machen konnten. In Spanien wie in Griechenland begann man aber bald den chinesischen Fremdling zu pflanzen, und reich entstanden Orangenhaine, namentlich in der Nähe der Klöster. Die Hauptkultur der Apfelsine fällt indes nach Italien, woselbst sie in nicht weniger als 150 Spielarten kultiviert wird. Es soll hier nicht näher auf diese Spielarten eingegangen werden; einige von ihnen dürfen wir aber doch nicht übergehen. Zu ihnen gehört die Blutapfelsine von Malta mit blutrot gestreiftem oder ganz blutrotem, süßem Fruchtfleisch; sie ist also eine Unterart der Apfelsine und nicht durch Impfung bezw. Einspritzung erzeugt worden, wie das einmal vermutet wurde. Eine weitere Spielart ist die doppelstachelige Orange, bei der jede Frucht in ihrem oberen Teile sozusagen noch eine zweite enthält. Eine Spielart ist auch die violette Orange, deren Blätter und unreife Früchte violett angehaucht sind und die neben der Buchsbaum- und myrtenblättrigen Orange nur Pflanzung ist. Eine andere Varietät der süßen Orange ist die Pompelmus mit birnförmigen, dickrindigen und gelblich-orangefarbenen Früchten. Ihr aromatisches, schwach säuerlich schmeckendes, rotfarbendes oder blaßgelbes Fleisch läßt sich, weil in große Saftfäden eingeschlossen, leicht teilen, was das Verspeisen der 2—3 Kilo schweren Frucht ungemein erleichtert. Der eigentümliche Name rührt von dem französischen *orange pomel-mousse* her; die nicht minder seltsam klingende englische Bezeichnung „Schadod“ soll mit dem Namen jenes Kapitän zusammenhängen, der die Frucht von Asien nach Westindien brachte; gänzlich irreführend ist aber die gleichfalls englische Bezeichnung *mook-orange* (falsche Orange). Dagegen erscheint der für eine kleine Spielart der Pompelmus gebrauchte Name *forbidden fruit* (verbotene Frucht), der mit der deutschen Bezeichnung „Adamsapfel“

übereinstimmt, recht passend. Die Pompelmus ist im Indischen Archipel sehr häufig; sie stammt aus China und ist jetzt auch nach Amerika verpflanzt.

Wenn schon ganz Italien sich mit der Kultur der Agrumen, unter welchem Namen die Orangen, Zitronen, Cedrat, Mandarinen, Bergamotten usw. zusammengefaßt werden, beschäftigt, so kommt doch von Sizilien die weitans größte Menge zur Ausfuhr. Aus Palermo wurden z. B. im Jahre 1900 für 10 600 000 Lire Süßfrüchte verschifft, davon für 9 006 000 Lire nach den Vereinigten Staaten und für 1 845 000 Lire nach England. Ueber Messina gingen für mehr als 15 000 000 Lire. Deutschland empfing von diesem Export 14 242 000 Kilogramm im Werte von 1 993 800 Lire. Gegenwärtig steht die Agrumenkultur Siziliens in einer schweren Krise: einmal hat sich der Wert des Agrumenbodens und der daraus zu erzielende Pachtzins bedeutend verringert, zum anderen hat das Agrumensieber eine bedeutende Ueberproduktion hervorgerufen und drittens ist der Insel die Hauptabgabestelle, die Vereinigten Staaten, verloren gegangen.

In den Vereinigten Staaten von Amerika hat man freilich erst nach dem Bürgerkriege begonnen, der Orangekultur ein größeres Interesse zuzuwenden und Orangen in nennenswerten Mengen für den Markt zu züchten. Heute ist das amerikanische Orangenland Kalifornien; namentlich werden im Süden dieses Staates, ostwärts der Stadt Los Angeles, vorzügliche Früchte gewonnen. Die kalifornische Orangenernte beläuft sich zurzeit auf mehr denn 18 000 Waggonladungen a 300 Kisten. Die Ernte der Apfelsinen (und Zitronen) gibt in jedem Jahre Veranlassung zum Abhalten großartiger Messen und Märkte, die zu den Merkwürdigkeiten des Landes gehören. Diese Messen finden in der Regel im April in einer der bedeutendsten Städte des Landes statt. Selbstverständlich verfehlen die größeren und größten Züchter nicht, sich zur rechten Zeit am rechten Orte einzufinden. Bei dieser Gelegenheit denken der Handelstrib und der Kellameister der Yantees natürlich allerlei Schnurrupfereien aus. So war unter anderem eine riesenhafte Apfelsine ausgestellt, die aus 3000 an einem Gerüst von geeigneter Gestalt befestigten Früchten bestand. Ein anderer Aussteller hatte eine Säule von mehreren Metern Höhe errichtet.

Frankreichs Produktion an Orangen und Zitronen ist zwar nicht vernachlässigt, aber doch nur gering im Vergleich zu dem starken Konsum. Es importiert seinen Bedarf von Haiti und den Vereinigten Staaten.

Interesse dürfte die Tatsache erregen, daß in der Umgebung der Stadt Orange (Departement Vaucluse) Orangen nicht geerntet werden. Der Topograph Merian († 1650) schreibt daher in seiner „Topographia Galliae“ über diesen Ort: „Der Boden herum ist eben und lustig, so Wein, Getraid, viel Obst und sonderlich Safran: aber wie man sagt, keine Pomerangen trägt. Daher das Sprichwort: A Orange il ny a point d'Oranger.“ (In Orange gibt es keine Orangen.)

In hoher Blüte steht dagegen in dem südöstlichsten Teil Frankreichs die Herstellung von Parfümerien aus Orangenblüten, teilweise auch aus Fruchtschalen und den Blättern des Baumes. Der Hauptstz dieser Industrie ist die Umgebung von Nizza. Hier wird alljährlich ein Blütenmarkt abgehalten, der vier Wochen andauert und auf dem täglich 15—20 000 Kilo Orangenblüten zum Verkauf kommen.

In Spanien bildet die Kultur der Orange und Zitrone einen bedeutamen Erwerbszweig, zumal in den Bezirken Sevilla und Valencia. Leider werden seit Jahren die dortigen Orangenhaine von einer Krankheit heimgeucht, die die Kulturen gänzlich zu vernichten droht. Eritkaffige Früchte sind die auf den Balearen gewonnenen, namentlich erfreuen sich die prächtigen Mallorcaorangen in den Hafenstädten des Mittelmeeres eines „guttlingenden“ Rufes. Portugal eignet sich in seiner ganzen Ausdehnung zum Anbau der Agrumen, wie auch auf den griechischen Inseln die Kultur der Orange stetig zunimmt. Momentan verdisent die Insel Andros (eine Zyklope) jährlich über 12 000 000 Früchte nach Konstantinopel und nach den Häfen des Schwarzen Meeres. Andere Orangeländer sind Aegypten, Syrien, Mexiko, Süd-Amerika, Neusüdwales, Süd- und Westaustralien, Japan und verschiedene westindische Inseln. Das russische Land der Apfelsinenkultur ist und bleibt indessen die Inselgruppe der Azoren, deren Früchte mit Recht weltberühmt sind.

In Deutschland hat der Konsum der Apfelsinen während der letzten zwei Jahrzehnte ganz außerordentlich zugenommen. Während 1890 218 226 × 100 Kilogramm im Werte von 4801 × 1000 M. eingeführt wurden, betrug der Import 1900 bereits 416 266 × 100 Kilogramm im Werte von 11 268 × 1000 M. und hat sich seit dieser Zeit verdoppelt, ja verdreifacht. Im Jahre 1903 wurden im Deutschen Reich 1 112 488 Doppelzentner Apfelsinen und Mandarinen im Werte von 17 882 000 M. eingeführt.

Kleines feuilleton.

Der geschichtliche Kern der Semiramisfage. In den Anfang der assyrischen Geschichte setzen die griechischen Berichte, die hauptsächlich auf den Ktesias, einen Arzt in persischen Diensten, zurückgehen, die

fagenhafte Gestalt der Semiramis, einer Herrscherin die das assyrische Reich begründet und halb Asien auf ihren Eroberungszügen unterworfen haben soll. Daß die Erzählungen über sie nicht als beglaubigte Geschichte zu betrachten seien, hat man bei dem romanhaften und zum Teil ganz mythischen Charakter der Ueberlieferung schon lange erkannt, ehe die Entzifferung der Keilschriften die wirklichen Anfänge der assyrisch-babylonischen Geschichte zutage förderte. Für die Reichsgründerin Semiramis findet sich da nirgends ein Raum. So hätte man die Angaben des Ktesias für völlig märchenhaft halten können. Aber auch diesen Gedanken haben die Assyriologen aufgegeben. Sie erkennen jetzt in der Semiramis-Sage einen geschichtlichen Kern. Ueber den gegenwärtigen Stand der Frage belehrt ein sehr interessanter Vortrag, den am Sonntag der Berliner Universitätsprofessor Dr. C. F. Lehmann-Haupt in der Singakademie hielt über das Thema: Die historische Semiramis und ihre Zeit.

Schon in den Anfängen der mesopotamischen Ausgrabungen wurde in Kalach eine Inschrift gefunden, die den Namen Schammuramat enthielt. Es ergab sich daraus, daß tatsächlich in Assyrien — freilich nicht in der grauen Vorzeit der Reichsgründung, sondern gegen 800 vor Christi — eine Königin Semiramis regiert hatte. Erst neuerdings ist Klarheit über ihre Bedeutung gewonnen worden. In Assur ist bei den Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft ein Denkstein gefunden worden von Schammuramat, der Frau des Palaoes. Die Inschrift der Säule gibt ihre Verwandtschaftsbeziehungen zu drei assyrischen Königen an: sie war danach die Mutter Naboniraris III., Gattin Samfiadads III., Schwiegertochter Salmanassar II. Die Zeitgrenzen, innerhalb deren sie lebte, sind dadurch gegeben; ihr Mann war von 824—811, ihr Sohn von 811—782 v. Chr. König von Assyrien. Sie muß einen ungewöhnlichen Einfluß gehabt haben. Dies geht schon aus der bloßen Tatsache hervor, daß sie auf Denksteinen genannt wird, was gegen alle sonstigen assyrischen assyrischer Herrscher in den Königsinschriften niemals genannt. Deshalb hat man schon lange angenommen, daß Schammuramat zeitweilig, so in den jungen Zeiten ihres Sohnes Naboniraris, faktische Regentin von Assyrien gewesen sei. Die neue Inschrift bestätigt die Anschauung, daß Semiramis lange Zeit eine große Rolle gespielt haben muß. Die Zeit, in der sie lebte, war an kriegerischen Verwickelungen besonders reich. Die Semiramis-Sage bei Ktesias läßt sie mit Medern und Armeniern Krieg führen. Tatsächlich ist mit den Medern zuerst der Schwiegervater der Semiramis in feindliche Berührung gekommen. Derselbe König führte auch Feldzüge in das Quellgebiet der zwei Ströme, d. h. in die armenischen Berge aus. Zur Zeit der Semiramis hatten dort die Urartäer die Nairivölker zu einem mächtigen Reich Urartu vereinigt; ihr Name ist am Berge Ararat haften geblieben. Die Urartäer haben von den Assyrern die Keilschrift übernommen. Wir haben von den urartäischen Königen über ihre Beziehungen zu den Assyrern Berichte, die sehr wichtig sind als Gegenstück zu den nicht weniger als objektiven und wahrheitsgetreuen assyrischen Berichten über die nämlichen Vorgänge. Die Kämpfe zwischen Assyrern und Urartäern rückt der Vortragende in den Mittelpunkt seiner Ausführungen. Reliefs aus der Zeit von Salmanassar, dem Schwiegervater der Semiramis, stellen die Erstürmung der armenischen Hauptstadt dar, die Befragung der Beute usw. Aber der Kraftaufwand Salmanassars war im ganzen doch erfolglos. Die Macht der Urartäer wuchs. Der Semiramis Gemahl Samfiadad hatte wieder mit ihnen zu kämpfen. In Wan findet man ihre Festungswerke, die nach der Sage von Semiramis herrühren sollten. Die Inschriften dort stammen von den urartäischen Königen. Weiter in den Bergen ist von damals her ein Wasserleitungskanal erhalten, der noch heute funktioniert und den Namen Semiramiskanal führt. Er ist vom Urartäerkönig Menuas angelegt, wie zahlreiche Inschriften bezeugen. Auf der Felshöhe in den Bergen steht eine Säule, der sogenannte grüne Pfeiler, der von der Sage auch mit Semiramis in Verbindung gebracht wird. Er trägt eine urartäische Inschrift und gibt noch heute Kunde aus der Zeit der armenischen Könige Menuas und Arglotis und ihrer assyrischen Gegnerin Semiramis.

Daß damals eine Frau die Geschichte des Assyrerreiches lenkte mußte überall auffallen und zur Legendenbildung auffordern: zumal, wenn Semiramis ihren Gemahl auf den Kriegszügen begleitete. Den entscheidenden Wegweiser zur Entstehung der Sage gibt der Umstand, daß Semiramis und ihr Gemahl in der Sage als Begründer des Reiches erscheinen, während in Wirklichkeit Assyrien damals schon eine lange Geschichte hinter sich hatte. Die Assyrer selbst wußten das sehr wohl. Die Legende muß bei einem fremden Volk entstanden sein. Wenn dies Volk damals zuerst mit dem mächtigen und freiden Assyrien in Berührung kam, so ist begreiflich, daß ein solches Volk die Semiramis als Begründerin der assyrischen Macht ansah. Das trifft nur zu für die Meder. Medischen Gesängen entnahm Ktesias seine Kunde von Semiramis hauptsächlich. Sie verflocht in der Sage mit der Göttin Ishtar war gleichzeitig Kriegs- und Liebesgöttin. Daraus erklären sich die Liebesabenteuer, die in der Sage der Semiramis zugeschrieben werden. Mit den Iranern breitete sich die Sage von Semiramis nach Armenien aus. Zu Hause gewesen sein kann die Sage hier nicht, sonst hätte sie bei den geschichtlichen Voraussetzungen andere Züge annehmen müssen. Die alten Armenier waren aber bisponiert, von den Iranern eine solche Sage von einer über-

ragenden Frauengestalt zu übernehmen. In Armenien hat die Frau überhaupt eine große Rolle gespielt. Die geflügelte Sonnenscheibe zeigt bei den Armeniern die Züge einer Frau. Wenn dort der Frau in Welt und Leben eine überragende Stellung zuerkannt wurde, so dient das mit zur Erklärung für die Entwicklung der Semiramis-Sage.

Man erkennt nun, wie die Sage zustande gekommen ist. Während anderswo sagenhafte Gestalten, z. B. die griechischen Helden, noch immer im Nebel bleiben, sehen wir in Assyrien eine Sagen-gestalt in die Geschichte übergeführt. Man sieht hier den Vorgang der Sagenbildung genau, und es erwächst daraus dem Vertrauen auf das Vorhandensein eines geschichtlichen Kerns in den alten Sagen anderer Völker eine bedeutende Stärkung.

Aus der Vorzeit.

Neuentdeckte Wildfanggruben der Eiszeit. Jäger. Bei Laugerie haute sind neuerdings durch den Schweizer Archäologen D. Haufer nicht weniger als 21 Wildfanggruben entdeckt worden, die uns neue Fingerzeige für die Jagdweise der vorgeschichtlichen Jäger der Dordogne in Südwestfrankreich geben. Wir haben hier ein nach allen Seiten steil abfallendes Hochplateau, das einst zur Steppenzeit während der zweiten Hälfte der letzten Zwischenzeit außerordentlich wildreich gewesen sein muß; denn aus den Nummern von Wildpferd- und Büffellöchern, die sich im Begewurf an den Lagerplätzen der Steppenjäger jener Periode fanden, dürfen wir diesen Schluß ohne Vorbehalt ziehen. Dieses Wild mußte nun, um seinen Durst zu löschen, zur Tränke, die sich ihm in dem recht trockenen Kreidelalagebiet einzig an dem Bézèresflusse darbot. Zum Abstieg boten sich ihm zwei Wege: der eine führt durch den Einschnitt der Gorge d'enfer, der aber vom Scheuen, durch den Menschen gehegten Wilde nicht eingeschlagen wurde, weil er auf beiden Seiten mit den stark riechenden Lagerplätzen des Menschen eingefast war; der andere führt weiter talaufwärts bei Laugerie haute zum ziemlich breiten Flusse, der gerade an dessen Fuß langsam dahin zieht. Dieser war nicht nur der nächste, sondern auch von menschlichen Ansiedelungen mit deren abkündenden Dürften freie. Nur eine Steinwurfweite davon entfernt befand sich die Niederlassung von Laugerie haute, deren Bewohner begreiflicherweise auf den Gedanken kommen mußten, diese Durchgangsstelle für das dürstige Wild seitlich durch einige niedergeworfene Baumstämme zu sperren und an der frei gelassenen Passage zwei Reihen von Fanggruben in der Weise anzubringen, daß die Tiere, die glücklich die erste Reihe passiert hatten, mit Sicherheit in die zweite fallen mußten. Diese für jene unskultivierten Jäger ganz ingenieure Idee wurde mit allem Raffinement durchgeführt, obgleich sie sich nicht allzu leicht verwirklichen ließ, denn hier bestand die Unterlage aus hartem Kalkstein, in den die Gruben höchst mühsam durch Klopfen mit Feuersteingeräten eingegraben werden mußten. Man kann sich denken, welche Arbeit das für jene nur mit Werkzeugen und Waffen aus Stein und Horn ausgerüsteten Menschen war. Es sind deren 21 an der Zahl mit heute noch trotz der seitherigen starken Verwitterung vorhandenen Tiefen von durchschnittlich 1,6 Meter bei einem obersten Durchmesser von 2,3 Meter und einem untersten Durchmesser von 0,6 Meter. Die niedrigste von ihnen ist noch 0,75 Meter tief bei einem obersten Durchmesser von 1,8 Meter.

Selbstverständlich waren sie bei ihrer Entdeckung ganz mit vom Regen herabgeschwemmter Erde gefüllt; als man sie ausgrub, fanden sich an ihrem Grunde allerlei eins von den Jägern verlorene oder weggeworfene Feuersteingeräte, deren Technik sie mit Sicherheit der Solutrénzeit zuwies. Dadurch sind wir in den Stand gesetzt, das Alter dieser vorgeschichtlichen Wildfanggruben zu bestimmen. Sie gehören der am Ende der letzten Zwischenzeit als direkte Fortsetzung des Aurignacien während der Solutrénzeit an und können auf ein Alter von wenigstens 100 000 Jahren Anspruch machen, wie ich an anderer Stelle nachgewiesen habe.

Nicht minder interessant ist ein von demselben Forscher gemachter, allerdings einer sehr viel jüngeren Zeit, nämlich dem Magdalénien der frühen Neolithzeit, die vor etwa 18 000 Jahren zu Ende ging, angehörender Fund, der uns einen Arbeitsplatz der Mammut- und Rentierjäger der hochgewachsenen Cro Magnonrasse vorführt. An der einstigen Bohnstelle jener zur Winterszeit wie die Eskimos in Felle der getöteten Beutetiere gefüllten Jäger in Laugerie basse, eine Büchsenhühweite von den Wildfanggruben von Laugerie haute entfernt, fand sich bei der Unterjagung der Kulturschichten ganz oberflächlich ein größerer Stein, der den Leuten als gemeinsamer Ambos bei der Arbeit diente. Um ihn herum lagen, wie sie einst bei Seite gelegt wurden, die Klopstein- und anderen Werkzeuge aus Feuerstein mit den mannigfaltigsten Arbeitspuren, zusammen mit den damit erzeugten feinsten Knochenartefakten, die nun eine Fierde des Kölner Prähistorischen Museums bilden. Diese Station bewohnten Spezialisten für die Herstellung von Knochenartefakten, die denn auch eine verblickende Geschicklichkeit darin erlangt hatten und Erzeugnisse für den Tauschhandel mit den Nachbarn erzeugten, die heute noch unsere Bewunderung erregen.

Dr. L. Reinhardt.